

FINANZBRANCHE

"Jeder soll sich prüfen"

Die große Krise hat manche Banker dazu bewogen, auszusteigen und etwas ganz Neues anzufangen. Halten sie durch?

VON Arne Storn | 30. Dezember 2010 - 07:00 Uhr

© Markus Hintzen



24 Jahre lang war Thomas Brauße Banker. In Frankfurt eröffnete er 2009 einen Imbiss

Wer Brad Estabrookes Reich betritt, den umfängt ein süßlicher, würziger Duft, der die Abgase von draußen sogleich verdrängt. Der Blick fällt auf die kupferne Destille, dann auf den schmächtigen 31-Jährigen, der mit Dreitagebart, Turnschuhen und Sweatshirt aussieht wie ein Student und an einem Schreibtisch voller Papiere sitzt. »Buchhaltung«, seufzt Brad Estabrooke.

Welcome to Breuckelen Distilling Company! Der ersten Ginbrennerei in Brooklyn seit dem Ende der Prohibition.

Es ist noch nicht lange her, da führte Estabrooke ein anderes Leben, im Anzug, in Manhattan, nur sechs Kilometer Luftlinie entfernt. Bis vor knapp zwei Jahren war er ein *bond trader* bei der Deutschen Bank. Bis am 15. September 2008 die Investmentbank Lehman Brothers, unterging und die Finanzwelt beinahe mit sich riss. Kurz darauf wurden Estabrooke und seine Kollegen entlassen – ein jähes Erwachen.

Schon lange, erzählt Estabrooke, habe er mit dem Gedanken gespielt, sich selbstständig zu machen: »Meine Arbeit hat mir gefallen, aber ich wollte gerne etwas Konkretes, ein Produkt schaffen.« Doch das waren Tagträumereien, wie er heute weiß. »Wenn sie mich nicht gefeuert hätten, wäre ich nie ganz bereit gewesen, die Finanzbranche zu verlassen.«

Auf die Idee, Gin zu brennen, war er Jahre zuvor gekommen. Nun vor die Entscheidung gestellt, nahm Estabrooke seine Ersparnisse, sammelte Geld bei Familie und Freunden.

Er orderte eine Destillationsanlage, 400 Liter groß, geliefert von Ulrich Kothe, einem Mittelständler aus dem schwäbischen Eislingen – »ein richtig guter Partner«, schwärmt der Extrader. Seit dem Sommer nun ist Breuckelen Distilling aktiv, und bisher verläuft der Start gut. Der Jungunternehmer lädt zu Kostproben, Stadtmagazine loben seinen Gin, den er über Läden und Bars vertreibt.

Es waren Zehntausende Banker, die 2008 und 2009 ihren Job verloren, in New York, London, Frankfurt. Aussteigen, die Finanzwelt hinter sich lassen, dieser Gedanke packte einige – doch oft blieb es beim Gedanken. Viele sind wieder in der Spur. Alles ist wie gehabt, das große Geld inklusive: An der Wall Street belaufen sich die Vergütungen, die die fünf größten Häuser für 2010 ausschütten wollen, auf 90 Milliarden Dollar. Banker schwärmen von neuen goldenen Zeiten und lassen es krachen.

Würde Brad Estabrooke gerne erneut einsteigen? Die Antwort kommt schnell: »Ich gebe hier nur auf, wenn meine Gläubiger die Anlage abholen und der Vermieter mich aussperrt.«

Was treibt Menschen wie ihn an, welche Lehren ziehen sie? Welche Hoffnung hat sich erfüllt, welche als Illusion erwiesen? Wer Antworten sucht, begegnet Menschen, die überraschend wenige Zweifel hegen. Ohne die Krise wären sie zwar heute wohl alle noch an ihrem alten Platz. Aber sie hatten eine Idee von einem anderen Leben, von echter Passion. Und als ihre alte Welt zerbrach, hatten sie den Mut, den Sprung zu wagen, professionell, voller Ambitionen. Bis heute halten sie durch. Ein Scheitern? Ist möglich. Mehr nicht. Sie haben sich weniger *gegen* etwas als *für* etwas entschieden. Weniger moralisch, mehr egoistisch. Wer ihnen zuhört, erkennt, wie sehr Banker, die ihre alte Welt verlassen, die Gesellschaft weniger als Person denn als Projektionsfläche interessieren.

Klein, kompakt, voller Energie, das ist Renate Krümmer. Schuhe, Kleid, Strickjacke, Ringe, eine Frau in Lila. Ihre Hamburger Wohnung mit Terrasse und Blick auf den Alsterlauf ist ihre Galerie. Frauen der Moderne, das ist Krümmers Thema.

»Ich lebe gerne mit meiner Kunst«, erklärt die 54-Jährige, während sie den Besucher durch ihre vier Wände führt. Es ist leicht zu erkennen, dass sie recht hat, wenn sie später von einer »veritablen Sammlung« spricht: unbekannte Werke, herrlich in ihrer Schönheit, aber auch Erich Heckel, Carl Hofer, an der Wand leuchtet die *Frau mit Tuch* von Ernst Wilhelm Nay. Im Esszimmer hängt, einst für weniger als 5000 Euro erstanden, ein Blatt von Ernst Ludwig Kirchner. Zudem eine Bleistiftstudie Max Liebermanns.

Früher zählte Krümmer stets zu denen, die im Geheimen strategische Projekte planten. Bei Bertelsmann leitete sie die Abteilung für Übernahmen, für den Finanzinvestor Apax fädelt sie den Kauf der Bundesdruckerei ein, als Strategiechefin der Commerzbank den Erwerb der Eurohypo. Von 2007 an führte sie das deutsche Büro des Investors J.C. Flowers – und weil der bei der Hypo Real Estate einstieg, rückte sie am 22. September 2008 in den Aufsichtsrat der Bank ein, die nur Tage später vom Bund gestützt werden musste. Ahnend, dass es zwischen Deutschland und Flowers zu Disputen kommen würde, in denen sie, eine

Deutsche, zwischen die Fronten geraten würde, habe sie Anfang 2009 gekündigt, erzählt Krümmmer.

Was folgte, ist durchaus typisch für die Art, auf die viele Banker aussteigen: ohne Flausen im Kopf, ohne den Eskapismus von Goa oder *Easy Rider*, der das klassische Bild des Aussteigers prägt. Es gab Andrew Lahde, der 2008 seinen Hedgefonds schloss, dem BlackBerry entsagte und in einem Rundbrief die Vorzüge von Hanf pries. Doch so viele Banker ihrer Branche den Rücken kehren – die wenigsten wenden sich gleich von der Gesellschaft ab. Viele nutzen weiter ihr Wissen und ihre Netzwerke. Renate Krümmmer setzte sich eine Frist und führte Jobgespräche, während eine ganz andere Idee Form annahm: Kunsthändlerin zu werden.

Aufgewachsen in armen Verhältnissen, war Krümmmer ein Bildungshunger geblieben. Wenn andere am Flughafen warteten, ging sie schnell noch ins Museum, schulte ihr Auge. Vor 15 Jahren dann fing sie an zu sammeln. »Während andere Wertpapiere gekauft haben, habe ich Kunst gekauft«, sagt sie. Systematisch, versteht sich: Gab es ein Zertifikat? Stand das Bild in einem Werkverzeichnis? War es in Ausstellungen? »Ich kaufe einen Wertgegenstand, da muss ich doch auch eine *Due Diligence* machen«, sagt sie lachend.

»Wenn ich ein Business betreibe, betreibe ich ein Business«, sagt Krümmmer. Und so erstellte sie einen Businessplan, zeigte Museumsdirektoren und Chefs von Auktionshäusern ihre Sammlung, zwecks *shit detection test*, wie sie verschmitzt sagt – um herauszufinden, ob Mist darunter war. Sie prüfte sich, ob sie es ertragen würde zu verkaufen. Ende 2009 stand dann fest: »Ich nutze diese Zäsur, diese einmalige Chance.« Im Boom hatten die Krümmers und Estabrookes gelernt, eine Gelegenheit zu erkennen und sich auf ein Wagnis einzulassen. Im Crash blieben sie sich treu, nur dass es dieses Mal um keinen Deal ging, sondern um ihr Leben.

Krümmmer erstellte einen Katalog, auf der Cologne Fine Arts bekam sie direkt einen Stand. »Um 14 Uhr ging es los, um 14.20 Uhr hatte ich das erste Werk verkauft«, sagt sie stolz. Sie entdeckte eine zeitgenössische Tuschzeichnung zum Holocaust, den Liebermann und das Werk von Dodo, einer Berliner Künstlerin der zwanziger Jahre – ihr wollen die Staatlichen Museen Berlin nun 2012 eine Ausstellung widmen.

Krümmers Bilanz? »Ich könnte nicht zufriedener sein. Ich bin der glücklichste Mensch«, sagt sie strahlend. »Habe ich alle Kosten dieses Jahres reingeholt? Nein. Will ich 2011 schwarze Zahlen schreiben? Ja, will ich. Werde ich.« Mehr noch: »Ich möchte das Besondere finden. Ich habe ein Auge dafür.« Aussteigen braucht Selbstbewusstsein.

Als Flucht oder Bruch versteht die Exbankerin ihren Schritt nicht. »Ich habe immer sehr gerne gemacht, was ich gemacht habe.« Im Grunde sei es nun »nichts anderes als vorher«. Prüfen, kaufen, verkaufen, nur dass sie in New York nicht die Wall Street, sondern

Auktionshäuser besucht. »Ich treffe zum Teil sogar dieselben Menschen, nur jetzt eben nicht mehr als Bankerin, sondern als Sammlerin.«

Auszusteigen, ohne zu bereuen – darf man das? Als die Welt sich 2009 dem Banker als Aussteiger näherte, diente das der Katharsis. Aussteiger und die Berichte über sie erinnerten an Aussteiger, die Scientology verlassen, die Hells Angels oder einen Bund von Neonazis: an Gefallene, die sich vom Bösen lossagen, die, statt wie Chris McCandless aus *Into the Wild* der Gesellschaft den Rücken zu kehren, in den Schoß der Gesellschaft zurückfinden. Diese ließ sich mit einem lustvollen Schaudern die Geschichten von der Gier, dem Stress, dem Wahnsinn erzählen. Aussteiger waren Abtrünnige und als solche cool und geliebt. Insiderberichte über das Zocken wurden Bestseller, sie offenbarten und bestätigten zugleich die Vorstellung von der Finanzwelt als geschlossenem System, als Sekte, deren Gehirnwäsche es abzuschütteln galt. Es ging um Sünde, Reinigung, Resozialisierung. In New York gab es Umschulungen, in London warb man um Finanzkräfte als Schullehrer.

Einer, der da ins Bild passte, war Thomas Brauße. »Er ist der mit den Würstchen. Echter wird es nicht«, frotzelte die *taz*. Von Juli 2009 an war Brauße selbstständig – ein paar Wochen später saß der Kahlkopf mit der kräftigen Stimme bei *Anne Will*, ein paar Monate später bei Thomas Gottschalks *Menschen 2009*. Um die 20 Fernsenteams waren bei ihm, BBC, Finnen, Japaner, auch *Bild* und viele andere. Sie alle wollten seine Geschichte hören. Diese ist auch gut.

Es ist Mittwoch, der 10. Dezember 2008, elf Uhr, erinnert Brauße sich, damals in Frankfurt Leiter der Wertpapierabwicklung bei Instinet, einem Handelsdienstleister im 20. Stock des Messeturms. Eine E-Mail geht an alle Mitarbeiter, man möge bitte um 14 Uhr erscheinen, es gebe etwas zu bereden. »Da war klar, dass Frankfurt dichtgemacht wird und wir alle unseren Job verlieren.« Als er später an seinen Platz zurückkehrt, so Brauße, ist der Computer gekappt.

Er kalkuliert eine alte Idee durch. Die Kinder sind entsetzt, Bekannte skeptisch. Trotzdem eröffnet er die Frankfurter Worscht Börse: Currywurst, Pommes, belegte Brötchen, Kuchen und Kaffee. Just im Schatten des Messeturms. Der Mediensturm beginnt.

2010 wird es ruhiger. Dezember, das erste volle Geschäftsjahr ist vorbei, im Holzverschlag des Imbisses verbreitet ein Ventilator Propangawärme. Braußes Geldreserven sind aufgebraucht, er arbeitet mehr als früher, seine Gedanken kreisen heute ständig um die Arbeit. »Ich bin noch immer sehr froh«, sagt er trotzdem. Zurück in den alten Job? Undenkbar. »Es geht darum, dass mir meine Aufgabe Spaß macht.« Er ist geduldiger geworden, hat gelernt, wer zu ihm steht. »Ohne Freunde und Verwandte hätte mir mehr als einmal die Kraft gefehlt, durchzuhalten.« Den alten Lebensstandard hofft er nächstes Jahr wieder zu erreichen. »Man kann auf einen sechsstelligen Verdienst kommen.« Sein Plan: 2011 mit einem Kompagnon eine Bude in London eröffnen. Canary Wharf. Dort arbeiten Zehntausende Banker. »Das ist meine Altersvorsorge«, glaubt der 45-Jährige.

Noch immer erzählt er Geschichten wie jene vom Bauarbeiter, der einem Banker den heruntergefallenen Zehn-Euro-Schein reichte – und vom Banker, der den Geldschein eines Bauarbeiters einsteckte. Aber da hört Brauße nicht auf: »An einer anderen Imbissbude irgendwo in Deutschland geschieht wahrscheinlich das Gleiche, nur andersherum.« Für Bankerschelte ist der Exbanker der Falsche. »Ich werfe niemandem etwas vor«, sagt er. »Die Gier ist einfach groß. Das ist so – überall. Jeder soll sich überprüfen, wie viel er sich selbst rausgenommen hätte.« Seine Entscheidung ist eine gegen das Bekannte, nicht gegen die Banken.

Ähnlich Renate Krümmer: Sie lässt zwar durchblicken, dass die Bundesdruckerei – gekauft für eine Milliarde Euro, verkauft für einen – kein Ruhmesblatt war, aber Eurohypo, HRE, da will sie weder Fehler noch Schuld erkennen. Im Übrigen habe sie nie zu den bonusverwöhnten Investmentbankern gehört.

Selbst ein Brad Estabrooke schwärmt von der »speziellen Kameradschaft« an der Wall Street und den großen Chancen dort.

Banker, die aussteigen, sind weniger gefällig, als es zuerst scheint. Weder verdammen sie alle die Finanzwelt, noch sind sie alle Luxuspensionäre wie der Hedgefondsmilliardär Stanley Druckenmiller, der im Sommer hinwarf – wegen der »hohen emotionalen Kosten«, die seine Arbeit ihm abverlange. Sie fordern einfach das Recht des *pursuit of happiness* ein. Ihren Teil vom Glück.

Gavin Hewitt lehnt auf seinem Hirtenstock und reibt sich die verschwielen Hände gegen die Kälte. Die grünen Hügel der Brecon Beacons versinken im Nebel. Hier, in der Mitte von Wales, ist der Himmel so groß, dass er die endlose Landschaft zu verschlucken scheint. »Mein Paradies«, sagt der 38-Jährige und schmunzelt zufrieden. Dann schwingt er sich auf den Traktor und pfeift nach seinen Hunden. Es ist Zeit, die Herde in den Stall zu treiben. Hewitt führt einen Hof. Und eine Zucht mit 300 Schafen.

13 Jahre lang arbeitete er in der Devisenabteilung einer US-Bank in der Londoner City. Ein Leben auf Adrenalin, im Großraumbüro, belohnt mit fast einer Million Pfund im Jahr. »Die Bankenkrise wurde für mich zur Identitätskrise«, sagt Hewitt. »Eine teure Wohnung, ein schnelles Auto, der Wettkampf um den Jahresbonus, alles schien so oberflächlich und sinnlos.« Er erinnert sich, während er langsam mit dem Traktor durch den Nebel fährt: »Auf einmal spürte ich, wie einsam mein Leben war.« Die Kollegen waren »alles nette Menschen«, aber er kannte sie »genauso wenig wie meine drei Jungs«.

Im Frühjahr 2009 stieg er aus – ohne sich selbst als Aussteiger zu sehen: »Das sind Banker, die zu Hippies werden und am Strand meditieren.« Er habe nur umgesattelt und lange gerechnet. »Die Verantwortung gegenüber meiner Familie habe ich nicht vergessen, im Gegenteil, zum ersten Mal in meinem Leben nehme ich sie richtig ernst.« Die ersten 18 Monate seien ein »spektakulärer Erfolg«, die Familie sei zufriedener denn je. Fleisch und Wolle statt Dollar und Yen. Hewitt hat in Anlagen investiert, vier Arbeiter angeheuert und

mit seinem Geschäftsgeist die örtliche Genossenschaft effizienter gemacht. Das ist konkret. »Ich spüre mehr Verantwortung für meinen Hof und meine Mitarbeiter als für die Bank, für die ich jeden Tag mit Zigmillionen jongliert habe.«

Hewitt stellt sich, dann doch, die Moralfrage: »Es ist gesellschaftlich verwerflich, wenn eine Handvoll Menschen obszöne Jahresgehälter verdienen und am Ende für ihre Arbeit nicht die Verantwortung übernehmen.« Einer sozialen Organisation ist er deswegen aber auch nicht beigetreten. Er schaut in erster Linie auf sein Leben, seine Familie, nicht auf die große Gesellschaft. Auf die persönliche Erfüllung, nicht auf die Politik. Darauf, näher bei sich zu sein.

Das ist wohl das ihnen Gemeinsame: Die meisten Aussteigerbanker sind keine Streiter wider den Kapitalismus, denn er hat sie gut genährt, tut dies teils bis heute. Sie wollen nicht die Welt verändern. Sie wollen bloß ihren Platz *in* der Welt. Bei der Suche haben sie, freiwillig oder nicht, Antworten auf ein paar schwierige, sehr persönliche Fragen gefunden: Hast du eine Idee? Den Mut, zu springen? Den Willen, Verantwortung zu übernehmen? Die Kraft, durchzuhalten? Man muss sie dafür nicht bewundern. Respekt aber nötigt ihr Schritt ab, ist er doch Ausdruck innerer Unabhängigkeit.

Gavin Hewitt ist diesen Winter drei Monate in Neuseeland, mitsamt Familie. Dort will er lernen, Trockenmauern aus Natursteinen und ohne Mörtel zu bauen. Seine Weiden in Wales werden von vielen Kilometern Trockenmauern durchzogen, die in den nächsten Jahren ausgebessert werden müssen. Damit will Hewitt seine Freizeit verbringen: »Da lasse ich den meditierenden Hippie in mir raus.«

Mitarbeit: Heike Buchter, John F. Jungclaussen

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2011/01/Aussteiger-Banker>